

Predigt am Sonntag Judica, 3. April 2022, Markus 10,35-45

35 Da gingen zu ihm Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, und sprachen: Meister, wir wollen, dass du für uns tust, um was wir dich bitten werden. 36 Er sprach zu ihnen: Was wollt ihr, dass ich für euch tue? 37 Sie sprachen zu ihm: Gib uns, dass wir sitzen einer zu deiner Rechten und einer zu deiner Linken in deiner Herrlichkeit. 38 Jesus aber sprach zu ihnen: Ihr wisst nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder euch taufen lassen mit der Taufe, mit der ich getauft werde? 39 Sie sprachen zu ihm: Ja, das können wir. Jesus aber sprach zu ihnen: Ihr werdet zwar den Kelch trinken, den ich trinke, und getauft werden mit der Taufe, mit der ich getauft werde; 40 zu sitzen aber zu meiner Rechten oder zu meiner Linken, das steht mir nicht zu, euch zu geben, sondern das wird denen zuteil, für die es bestimmt ist. 41 Und als das die Zehn hörten, wurden sie unwillig über Jakobus und Johannes. 42 Da rief Jesus sie zu sich und sprach zu ihnen: Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. 43 Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; 44 und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein. 45 Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.

„Papa, kannst du uns was versprechen? Du musst aber ja sagen.“ So ähnlich klingt das zu Beginn dieser Geschichte, die wir heute als Evangelium gehört haben. Da sind die beiden jungen Männer, Jakobus und Johannes. Zwei der wichtigsten Jünger Jesu. Zumindest werden sie neben Petrus am häufigsten erwähnt. Und die treten an Jesus heran wie zwei Kinder an den Vater oder die Mutter und sagen „Meister, wir wollen, dass du für uns tust, um was wir dich bitten werden.“

Ist Jesus genervt oder belustigt? Auf jeden Fall fragt er erst mal zurück: Was wollt ihr denn?

Und dann rücken sie raus mit der Sprache. Also Meister, wenn du dann eines Tages die Weltherrschaft angetreten hast, dann wirst du uns doch nicht vergessen. Gib uns doch, dass wir dann die Ehrenplätze an deiner Seite haben. Es ist etwas seltsam, dass sie überhaupt auf diese Idee kommen. Jesus und seine Jünger sind gerade auf dem Weg nach Jerusalem. Er hat ihnen erklärt, was dort auf ihn wartet: In Jerusalem werde ich gefangen und zum Tode verurteilt und getötet werden. Und nach drei Tagen werde ich auferstehen.

Und mit diesem Auferstehen verbinden die beiden Jünger – und wahrscheinlich nicht nur sie – große Hoffnungen: Danach, so denken sie, wird Jesus die Römer aus dem Land vertreiben und das Reich Israel wieder aufbauen, dann sind wir wieder wer, dann bricht der Himmel auf Erden an und Jesus herrscht über alles. Da wollen wir doch dabei sein! Einer links, einer rechts.

Den anderen Jüngern gefällt diese Idee natürlich nicht besonders. Sie fangen an, sich zu beschweren.

Aber genau wie bei Jesus erfahren wir nicht, was eigentlich hinter ihren Beschwerden steckt. Es gibt da ja mehrere Möglichkeiten: Entweder: Unmöglich, dass die beiden so etwas verlangen. Das gehört sich einfach nicht. Das tut man nicht. Wenn wir uns über andere aufregen, klingt das meistens so. Eigentlich meinen wir aber:

Unmöglich, dass *die beiden* so etwas verlangen! Und nicht ich. Warum soll das für die gelten und für mich nicht? Ich bin doch mindestens so gut wie der. Warum will der später neben Jesus sitzen und nicht ich? Warum will immer die entscheiden, was gemacht wird und nicht ich? Warum ist sie im Krippenspiel Maria und nicht ich? Warum wird der Mannschaftskapitän und nicht ich?

Und auch in Kirchen, in Gemeinden und Synoden wird oft so verglichen. Das ist eins der Lieblingshobbys von uns Menschen: Vergleichen! Gut sein, gut verdienen, gut arbeiten: Das ist okay. Aber was wir eigentlich wollen, ist: besser sein! Besser verdienen und arbeiten! Wenn ich 500 Euro im Monat mehr bekomme, freue ich mich erst mal. Aber wenn dann zwei andere Kollegen zum Chef gehen und sagen: Wir wollen gerne 1000 mehr haben – dann kann ich mich über die 500 Euro beim besten Willen nicht so sehr freuen, wie ich mich über die beiden Kollegen ärgere.

Die Bitte der beiden Jünger ist der Auslöser für einen Streit unter den Jüngern, dessen eigentlicher Grund viel tiefer steckt, nämlich in uns Menschen. Die wenigsten von uns streben danach, ganz oben und über viele Menschen Macht und Einfluss zu haben. Das würde ja auch wieder Arbeit bedeuten und vor allem – Verantwortung. Das dann lieber nicht. Wenn Jakobus und Johannes also sagen, wir wollen neben dir in deiner Herrlichkeit sitzen, dann heißt das auch, sie sind bereit, im Reich Gottes Verantwortung zu übernehmen. Um diese Verantwortung reißen sich nicht alle. Wir sind ja meist überfordert genug damit, für uns selber verantwortlich zu sein.

Aber *das* wollen wir dann eben doch. Das lassen wir uns nicht wegnehmen. Über andere herrschen, das muss nicht sein, aber andere sollen auch bitte nicht über unser Leben bestimmen. Niemand. Und wenn wir ehrlich sind: Auch Gott nicht.

Doch damit entfernen wir uns immer mehr von Gott, bleiben immer mehr in unserer Sünde, in unserem eigenen Willen verstrickt, drehen uns nur noch um uns selbst. Wir denken, wir wären frei, aber eigentlich waren unter der Macht unserer Sünde.

Wenn wir schon Gott nicht über unser Leben herrschen lassen wollen, wie viel weniger können wir es ertragen, dass Menschen bessergestellt sind als wir. So geht es auch den Jüngern. Jesus muss sie zurechtweisen und ihnen erklären, wie er sich Herrschaft in seiner Kirche vorstellt.

„Ihr wisst, die Mächtigen halten ihre Völker nieder und tun ihnen Gewalt an.“ Das kennen die Jünger zu jener Zeit nur zu gut. Das Land ist von den Römern besetzt. Die Soldaten und Herrscher üben ihre Macht nach ihrem eigenen Willen aus. Wer Kritik äußert, wer nachfragt oder gar Wünsche hat, wird dann schnell mal am Kreuz hingerichtet. Und auch wenn Kreuzigungen heute nur noch selten vorkommen – diese Gewohnheit der Mächtigen kennen Menschen auch heute und leiden darunter oder fliehen vor ihr.

Diese Herrschaft ist historisch gesehen der Normalfall. Demokratien mit friedlichen Machtwechseln sind die Ausnahme, und sie sind auch heute auf der Welt nicht die Mehrheit.

Diese Herrschaft kennen die Jünger, diese Herrschaft kennen auch viele heute und wehren sich deswegen dagegen. Und meistens wechselt danach nur das Regime, aber nicht das System.

Jesus sagt aber, es soll noch ganz anders sein: „Wer unter euch der Größte sein will, soll allen dienen, wer der Erste sein will, soll aller Knecht sein.“

Alles, was wir über Macht, Einfluss und Herrschaft wissen, dreht Jesus um. Der mächtigste soll der größte Diener sein. Vielleicht hatte der gar nicht so bibelfeste Friedrich II von Preußen diese Worte im Ohr, als er sagte, der Herrscher sollte der „erste Diener seines Staates“ sein. Und das lateinische Wort „Minister“ heißt wörtlich „Diener“. Ob alle Könige und Minister das wussten und danach gehandelt haben, müsste man im Einzelfall untersuchen. Aber wie würde es in unserem Land, wie würde es in unseren Gemeinden und in unserer Kirche aussehen, wenn wir damit anfangen?

Wenn der Junge, der immer der King sein will, das dadurch ist, das er ändern hilft, ihnen die Tür aufhält, höflich zu ihnen ist, ihnen in Not beisteht? Wie wäre das?

Wenn in der Schule die Kollegin mit den besten Zensuren den Sinn des Wissens darin sieht, anderen Nachhilfe zu geben, vielleicht sogar ohne Bezahlung? Weil sie allen dienen will.

Wie würde das bei der Arbeit aussehen? Wie in der Landeskirche? Wie würde die Welt aussehen?

Es gibt auch hier Missbrauch. Es gibt jene, die nur dienen und helfen, weil sie dafür bewundert werden wollen. Es gibt Menschen, die sich wertlos fühlen, wenn sie einmal nicht gebraucht werden. Es gibt immer wieder Menschen, die sich mit dem Dienen etwas verdienen wollen. Es gibt auch im Dienen das unselige Vergleichen: „Ich hab länger studiert“, „ich mache es ehrenamtlich“, „ich hab mehr Leute“ und so weiter. Und es gibt auch die Gefahr, den Dienst anderer als bloße Dienst-Leistung zu sehen. Auch Dienen kann ein Machtkampf werden. 2000 Jahre Kirchengeschichte können davon erzählen, und der Vertreter der Gruppe, in der da die meisten Fehler gemacht wurden, steht hier vor Ihnen. So sind Menschen, es gibt nichts, was sie nicht falsch gebrauchen können, und doch will Jesus gerade mit Menschen seine Kirche bauen.

Aber Gott sei Dank: Er ist es, der sie baut. Das ist die beste aller Nachrichten, die schönste aller Wahrheiten, die es für die Kirche gibt: Das, wovon die Kirche lebt und was sie bis heute erhält, ist Gott sei Dank nicht unser Dienst, sondern sein Dienst.

Der Erschaffer und Herrscher des Universums, der wie kein anderer würdig wäre, dass alle ihm dienen. Er ist in Jesus Mensch geworden, nicht um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und, so sagt es Jesus, sein Leben als Lösegeld zu geben. Er starb unschuldig am Kreuz, mitten unter Verbrechern. Einer links, einer rechts. Mit seinem Tod hat er uns freigekauft aus der Herrschaft unserer Sünde. Er hat das Lösegeld für uns gezahlt. Mit seiner Auferstehung lädt er auch uns in das ewige Leben ein. Er dient uns bis heute mit seinem Wort, das er weitersagen lässt. Er dient uns in der Taufe, in der wir jeder und jede persönlich Anteil an seinem Tod und seiner Auferstehung bekommen. Er dient uns im Abendmahl, mit dem er uns stärkt mit seinem Leib und Blut. So gilt das Wort von dem Kelch und der Taufe auch für uns heute in anderer Weise.

Das haben die Jünger dann verstanden. Sie konnten es nicht für sich behalten. Sie mussten es allen erzählen. So geht es noch heute Christinnen und Christen auf der ganzen Welt. Sie können nicht schweigen davon. Sie dienen den anderen Menschen, indem sie sie zum Glauben an Jesus Christus einladen.

Viele von ihnen hat es das Leben gekostet. Sie haben auf dieselbe Weise wie Jesus denselben Kelch getrunken wie er und sind mit derselben Taufe getauft worden wie er. Bis heute geschieht das.

Nicht weil sie meinen, von ihrem Dienst hinge die Kirche ab. Wer so denkt, macht nicht nur sich selbst kaputt. Sondern, weil sie Jesu Dienst an sich erfahren haben und jetzt nicht anders können, als sich von ihm für seinen Dienst an den Menschen gebrauchen zu lassen.

Daraus zu leben, das allen weiterzusagen, dafür vielleicht auch zu leiden – das wird auch in Zukunft der wichtigste Dienst, die größte Verantwortung und die größte Ehre der Christinnen und Christen sein, weltweit, im Land, vor Ort und für jeden und jede von uns. Amen